

Letzte Tage

Richard Jilka

„Ähm, meine gegenwärtige Lage ist .“ Lüders Stimme verklang im Anrufbeantworter. In der folgenden Aufzeichnung teilte Goscha Lüders gegenwärtige Adresse mit.

Auf der Suche nach Dr. Lüder Müller-Brentano im Hospital für Gerontologie neben Sankt Kunibert hatte ich auf meinem Gang durch verwinkelte Flure wiedereinmal den Eindruck, Franz Kafka ist Realist. Im Verlauf des langen Nachmittags, den ich dort verbrachte, kam mir mehrmals unwillkürlich der Gedanke, ich müsse mir unbedingt für den Fall der Fälle beizeiten einen Revolver beschaffen. Aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit verpassen wird den letzten lichten Moment, bis zu dem wir es doch hinauschieben möchten, an dem wir uns selbst mit Anstand ein Ende bereiten könnten. Und warum sollte man auch in den Lauf der Dinge eingreifen? Auch im Hospital fand ich Lüder als Lüder mit seiner schrumpfenden Welt befaßt, die, wie sehr sie auch schrumpft, vollständig bleibt. Zusammengesunken saß er reglos im Rollstuhl und dämmerte vor sich hin. Bei meinem Eintreten belebten sich seine Augen und er sagte etwas schwerfällig aber deutlich: „Ach, da bist du ja, wie schön, daß du mich hier doch noch gefunden hast.“ Ich drückte seine reglose Hand. „Beinah hätte ich dich nicht mehr erwartet. Hast du in der Stadt etwas zu erledigen gehabt, oder bist du wegen mir gekommen?“ Ja, Lüder mochte nicht als fünftes Rad am Wagen behandelt werden. Zufrieden nickte sein Kopf, als ich ihm versicherte, ausschließlich seinetwegen gekommen zu sein. „Und du wirst doch hier übernachten? Oder hast du ein Hotel?“ Nein, wie immer würde ich am Abend heimfahren. Lüder nickte zweifelnd lächelnd, denn seiner Auffassung nach waren wir in Bremen, wo er das erste Vierteljahrhundert seines Lebens verbracht hatte, und es war ihm unverständlich, daß ich vorgab, am Abend in das entfernte Köln zurückzufahren. Aber er ließ dieses Mißverhältnis, wie neuerdings so viele, auf sich beruhen. Auf meine Frage, wie er in das Hospital gekommen war, erwähnte er nach einiger Überlegung einen Unfall in einem Kaufhaus. Den genauen Hergang seines Unfalls hatte er vergessen, er sei irgendwie gestürzt, danach sei alles anders geworden. Es folgten Behandlungen und Arztbesuche, nun sei er hier. Auf meine Frage, ob er denn gerne in seine Wohnung zurückkehren möchte, verzog Lüder sein Gesicht und antwortete schleppend: „Ich weiß es nicht. Ich wohne doch hier.“ Und hier, das war in Bremen. Da ich es bezweifelte, gab er zögernd zu, es könne

auch Berlin sein. Köln? Nein, Köln könne es nicht sein, es war also doch Bremen. Nachdrücklich von mir befragt, brachte er tatsächlich nach scharfem Nachdenken in fragendem Tonfall ein letztes Mal den Straßennamen heraus, von dem er zu Recht annahm, daß dort seine Wohnung liege. Schon wenige Minuten später erinnerte er sich nicht mehr an diese Adresse. Wir waren also in Bremen.

Weil es ihm beschwerlich wurde, weiterhin im Rollstuhl zu sitzen, wünschte er eine Ortsveränderung. Nicht ohne Mühe hievte ich ihn ins Bett, legte seine Beine nebeneinander und, er bat darum, bewegte seine Knie sachte hin und her, was ihm sichtlich wohltat. Um, nachdem wir die Gymnastik beendet hatten, einen Gesprächsstoff zu finden, zu dem er bisher immer etwas zu sagen hatte, fragte ich Lüder nach seinem Buch über die Julikrise. „Jah, meine Bücher!“, erinnerte sich Lüder nuschelnd, „noch vor einigen Monaten habe ich überlegt, ob ich sie alle verkaufen soll. Du wirst mir nicht glauben, wie weit weg das für mich nun ist. Unwichtig ist mir das. Wichtiger ist für mich die Frau, die mich morgen Früh wäscht. Wenn Jemand meine Bücher geschenkt haben will, im Augenblick würde ich sie weggeben. Aber der Gedanke kann ja nicht entstehen,“ er hob den linken Zeigefinger und sein Augen weiteten sich, als wisse er um ein Geheimnis, „er kann es ja nicht wissen, um sie“, schwer atmend suchte er einen passenden Ausdruck, „zu verkaufen, zu verschenken, oder welche Möglichkeiten der Eigentumsüberlassung kennst du noch?“ Das Wort *vererben* fiel ihm nicht ein oder wollte ihm nicht über die Lippen und ich erinnerte ihn auch nicht an diese naheliegende Möglichkeit.

Oft klingelte das Telephon; jedes Mal griff ich zum Hörer, begrüßte den Anrufer und reichte ihn an Lüder weiter. Besorgte Familienangehörige, Brüder und Söhne aus Bremen oder Töchter aus Berlin riefen an, um sich nach Lüders Befinden zu erkundigen. Ja was sollte er darauf antworten? Wie befand er sich? „Das sind kluge Fragen,“ sagte er mir nach einem dieser Telephonate, „die Arnim da stellt. Aber was soll ich sagen? Wie könnte es anders sein?“ Er schüttelte den Kopf. „Ich sehe keine Alternative. kommt Goscha bald?“

Wieder klingelte das Telephon. Auf die Frage eines seiner Söhne, wie es ihm gehe, antwortete Lüder ernsthaft überlegend: „Nun, gemessen am Optimalen sehr schlecht, gemessen am Schlimmsten ganz gut, ich entscheide mich also für erträglich. Nein, ich bin hier nicht in einem Krankenhaus, sondern in einem Mausoleum“, Lüder lachte, irgendwo in seinem Hirn ahnte er, daß er noch nicht in einem Mausoleum lag, sondern erst in einer dessen Vorhallen, auf einer Station für Sterbende. „Nein, so heißt es auch nicht, es ist ein ja sag mir doch bitte,“ wandte er sich an mich, „wie das hier heißt?“

„Kloster.“

„Nein.“

„Hospital.“

„Ja, genau!“, freute sich Lüder, „ich bin hier in einem Hospital!“ Nachdem wir den Telephonhörer weggelegt hatten, zuckte Lüders rechte Hand heftig an seinem Oberschenkel entlang. Auf seinen Lippen kauend schaute er auf diese eigenwillige Hand. „Das Zucken kann ich nicht abstellen. Es kommt immer wenn ich denke. Würde ich nicht denken, würde es aufhören. Mich beunruhigt, das sich seit dem Unfall meine Familie, und besonders Gisela, ungewöhnlich viel um mich kümmern. Das ist mir angenehm, aber es beunruhigt mich. Warum tun sie das? Es muß irgend etwas mir unverständliches Vorgefallen sein. Und früher konnte ich mich auch besser ausdrücken.“

„Von Früher bis jetzt,“ fragte ich, „ist die Veränderung schnell gegangen?“

Langsam nickend antwortete Lüder leise: „Ich vermute, sie ist sehr schnell gegangen.“ Matt schimmerten seine Augen unter halbgeschlossenen Lidern, er war in sich zurückgesunken. Während seine rechte Hand heftig über seinen Oberschenkel schabte, hob er den Zeigefinger seiner Linken und ließ ihn kreisen, als bezeichne er den Raum um sich her. „Das hier ist die Katastrophe.“ Lüder flüsterte: „ Das alles hier, das ist doch die Katastrophe?“

„Ja, das ist sie.“

„Und sie kann unmöglich beendet werden durch das Sterben. Die Katastrophe hört nicht auf.“

„Sind die Katastrophe und der Bankrott, von dem du einmal gesprochen habe, das Selbe?“

Bevor er meine Frage beantwortete, wollte Lüder erklärt bekommen, in welchem Zusammenhang er das Wort „Bankrott“ verwendet habe.

„ Nein, mit Bankrott meinte ich etwas anderes. Wie schade, daß diese Affäre ein so trauriges Ende nehmen muß.“

„Welche Affäre?“

„Meine Affäre zu mir.“

„Wie meinst Du das? Worin besteht diese Affäre? Welche Personen sind an ihr beteiligt?“

„ Das kann ich nicht sagen. Wo bleibt Goscha? Woher wußte Gisela mit Sicherheit, daß Goscha heute Nachmittag kommt. Wieviel Uhr haben wir? Noch nicht so spät? Dann kann ich noch hoffen. Mich beunruhigt, das Gisela mit Sicherheit weiß, daß Goscha kommt. Denn Goscha und ich haben ein Verhältnis. Wir haben ein Liebesverhältnis. Ich habe allen Grund anzunehmen, daß Goscha mich liebt. Sie muß mich lieben.“ Lüders ganzer Körper zitterte, mit Gewalt hielt er Tränen zurück und preßte heraus: „Und ich kann dir nicht sagen, wie dankbar ich bin, daß ich diese Liebe noch erfahren durfte. Und, das muß ich auch über mich sagen, diesmal

bin auch ich altruistischer gewesen, als sonst in vergleichbaren Beziehungen.“

Da Lüder einen neuerlichen Ortswechsel wünschte, holte ich ihn aus dem Bett und half ihm zurück in den Rollstuhl. Eine blutjunge Krankenschwester kam herein, stellte ein Schälchen mit der nachmittäglichen Dosis Tabletten auf den Beistelltisch und verschwand sogleich. Mit Hilfe von etwas Wasser gelang es mir, Lüder zum Herunterwürgen der Tabletten zu bringen.

„Du mußt viel trinken, Lüder.“

„Du sagst das! Du sagst das auch? Du!“ Mit vor Staunen geweiteten Augen starrte er mich zweifelnd an.

Eine andere Krankenschwester kam und stellte ein Tablett mit dem Abendessen auf den Tisch. Da jemand bei dem Kranken war, kümmerte auch sie sich nicht darum, ob er aß. Vom Salat wollte Lüder nicht einmal kosten. Eine von mir geschmierte und geschnittene Scheibe Weißbrot mit Fleischwurst kaute er langsam und widerwillig. „So geht das schon Taglang,“ beschwerte sich Lüder, „nichts von dem, was mir hier vorgesetzt wird, reizt mich. Nichts hat Geschmack. Wir sind doch anderes gewöhnt.“ Er legte das angebissene Brot weg und wirkte müde. Als er Schritte auf dem Flur hörte, rief er „Goscha!“ Als wieder jemand an der Zimmertüre vorbeiging, bat er mich, draußen nachzusehen, ob die Polin zu sehen sei. Nach einer Weile des Wartens bat er mich die Türe zu schließen, um vom Lärm der Vorbeigehenden nicht gestört zu werden, und begann wieder zu sprechen. „Dieses Zucken kann ich nicht abstellen. Denn ich arbeite. Indem ich denke arbeite ich. Würde ich nicht arbeiten, würde das Zucken aufhören. Mit keinem meiner Blutsverwandten kann ich so sprechen wie mit dir.“ Vermutlich hatte er schon seit Jahren einen heimlichen Begriff für seine sich unaufhaltsam verschlimmernde Krankheit geprägt, den er nun, schwach wie er war, flüsternd aussprach: „Jah, dieser quälende Vorgang, der quälende Vorgang des Sterbens. Ich kann verstehen, daß die Schwestern hier im Haus resignieren. Niemand bringt mir Schweinemett. Ich könnte dir Geld geben,“ lächelte er mich an, „keine große Summe, vielleicht 10 Mark, dann könntest du mir Schweinemett kaufen und es vielleicht bis Morgen hierherschicken lassen. Und,“ schmunzelte Lüder, „der Auftrag würde deinen Aufenthalt hier abkürzen. Auch Goscha, sie umarmt mich zwar, aber nie bringst sie mir Schweinemett. Wie spät ist es? Kommt Goscha?“

Die junge Krankenschwester kam herein, um zu fragen, wieviel Lüder gegessen habe. „Nur eine halbe Schnitte“, sagte ich, „und er trinkt auch wenig.“

„Ja, der trinkt auch nicht mehr. Aber“, fügte sie schnell hinzu, als müsse sie mich beruhigen, „er bekommt Infusionen wegen der Feuchtigkeit.“

Da stand sie in der Tür, sommerlich gekleidet, frisch und jung wie es bei einer Fünfzigjährige kaum vorstellbar ist. „Ach!“ Goscha hob die Brauen und sagte in ihrem schweren, polnischen Deutsch, „das war wieder ein langer Tag.“ Sie kam herein, umarmte Lüder, der ihr breit grinsend den Rücken streichelte, während sie mich begrüßte. Sogleich nahm sie ihre Tätigkeit auf, wechselte ungeniert Lüders Hose, streifte ihm sein bekleckertes Hemd ab und zog ihm ein sauberes über. Sie wußte sofort, wo der Pullover lag, um den er mich mehrfach vergeblich gebeten hatte, und hüllte Lüder darin ein. Sie wußte wo Kaffee zu holen war, bat mich mitzukommen und erzählte mir dabei wie es gekommen war, daß Lüder nun im Hospital lag. Am Morgen nach dem Sturz im Kaufhaus war er noch bei klarem Bewußtsein gewesen, aber am übernächsten Morgen war er vollkommen verwirrt, wollte nicht einmal mehr seine Tabletten einnehmen. Es war vorbei, er mußte eingewiesen werden. Schon oft war Lüder gestürzt, so was sei nicht zu vermeiden. Man müsse ihn auch laufen lassen können, ohne in andauernd festzuhalten und zu führen oder im Rollstuhl festzusetzen. „Etwas Freiheit braucht jeder Mensch,“ sagte Goscha. „Du hast doch immer mit ihm über die alten Geschichten gesprochen. Dabei hast du es doch bemerkt, die Demenz. Nun ist sie ganz da. In die Wohnung kann unmöglich Luder zurück. Das ist vorbei. Das kann ein einzelner Mensch nicht versorgen. Ich brauch jetzt Pause. Bin auf der Terrasse. Du kommst mit Luder nach?“

Also ging ich zurück, um Lüder aus seinem Zimmer zu holen und im Rollstuhl auf die Terrasse am Ende des Flurs zu schieben. Aber die Tabletten hatten zu wirken begonnen. Das Telephon hatte geklingelt und Lüder war einfach aus dem Rollstuhl aufgestanden, hatte den Hörer abgenommen und, wie eine Marionette in den Gelenken schlenkernd, führte er das Gespräch beinahe so geläufig wie dazumal ein geschäftliches in seinem Büro, wobei er jedoch nun, wenn er selber sprach, den Hörer nicht mehr ans Ohr hielt, sondern vor seinen Mund. „Ja, ich kann frei sprechen. Ob hier noch ein anderer Patient ist? Nein. Hier ist nur ein Freund,“ Lüder warf mir einen Blick zu, „ja, Jens Roggensteen ist hier. Wie lange ich hierbleiben muß? Ich rechne meine Anwesenheit in Tagen. Nein, lieber Harry, ich meine nicht meine Tage hier in dem Mausoleum, sondern auf der Welt. Wie? Ob ich in Lebensgefahr schwebe? Woher soll ich denn das wissen? Ja wie soll ich das denn sagen, ich kann doch kein Deutsch mehr. Sprich doch mit Jens Roggensteen, der steht neben mir und kann dir alles erklären.“ Und Lüder gab mir den Hörer. Zur Verblüffung des Gesprächspartners im Hörer war ich weder Jens Roggensteen noch war er mir bekannt. Und Genaues sagen konnte auch ich nicht. In Berlin, bei Gisela und den Töchtern, da wisse man, was werden wird. Mit diesem Bescheid war der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung zufrieden und legte auf.

Lüder hatte es sich derweil im Rollstuhl bequem gemacht und ich schob ihn über den Flur auf die Terrasse. An einem Langen Tisch saß Goscha in der Sonne und rauchte eine Zigarette. Als ich Lüder neben sie geschoben hatte, setzte sie ihm eine Tasse Kaffee vor. Dann bekam er von ihr kleingeschnittene und gezuckerte Erdbeeren, die er eifrig löffelte. Währendem erzählte mir Goscha fröhlich von verzwickten Telephonaten mit Gisela und den Töchtern und den Schwierigkeiten, die Lüder dem Personal des Hospitals gemacht hatte. In der ersten Woche hätten man sie täglich rufen müssen, damit er seine Tabletten nahm, gewaschen werden oder, von einer Überdosis seiner Medikamente gedopt war er weggelaufen, wieder eingefangen werden konnte. Nun ging es Lüder wohl, heiter entspannt saß er zwischen uns am Tisch und löffelte mit sichtlichem Appetit seine Erdbeeren, schlürfte Kaffee oder schaute lächelnd in die Gegend; das Zucken hatte aufgehört. Wirkten die Tabletten so gut oder war es die Anwesenheit seiner mehrjährigen Gefährtin? Angesichts des wohlgenutten Lüder erinnerte sich Goscha an eine Erzählung ihres Vaters, der als Partisan gegen die Deutschen gekämpft hatte. Wenn damals ein Schwerverwundeter gebracht worden war, wurden sieben Schnapsgläser, gefüllt mit starkem Wodka, in eine Reihe gestellt und während der Verarztung ihr Inhalt eins nach dem anderen dem Verletzten eingetrichtert. Wenn nichts mehr half, schüttete man ein Glas Wodka, Goscha machte es gestisch vor, in den röchelnden Mund hineine. War er gestorben, stellte man das Glas umgestülpt auf den Tisch. „Besser ist man merkt nichts.“

Lüder war mit seinen Erdbeeren fertig und kam wieder auf sein Gelüst zu sprechen: „Ich habe heute noch kein Schweinemetz gehabt.“ Goscha wußte, daß sie für ihn welches im Patientenkühschrank deponiert hatte, holte es sogleich und stellte eine zur Hälfte mit gehacktem Schweinefleisch gefüllte Plastikschale vor Lüder auf den Tisch. Zur Verfeinerung drückte sie aus einer Tube Majonäse über das Fleisch. Gierig begann Lüder die Speise mit der Gabel zu zerdrücken und aufzuessen. Während Goscha und ich unbefangen schwätzten, saß Lüder, der bald aufgegessen hatte, stilvergnügt zwischen uns. In unserer arglos vertrauten Gesellschaft konnte er schlicht da sein, ohne Bestimmtes denken zu müssen, und genoß offensichtlich den sonnigen Nachmittag. Unversehens plapperte Lüder los und begann Pläne zu spinnen, wonach das Haus umgebaut werden sollte. „Ich werde einen Architekten einschalten. Denn offenbar sind die Umbauarbeiten umfangreicher, als ich erwartet habe.“ Er deutete auf die Backsteinmauern, die von der Terrasse aus zu sehen waren. „Wenn ich gewußt hätte, daß sich hier alles so verändert hat. Die Häuser sehen so merkwürdig aus, so schmal.“ „Wie Fabriken“, warf ich ein.

„Jah! Genau!“ Begeistert von seinem eignen Begreifen funkelten seine weit geöffneten Augen schalkhaft und er stimmte mir fröhlich zu, als hätte ich einen vertrackten Umstand auf den Begriff gebracht. „Wie Fabriken!“

Endlich meinte er, es sei an der Zeit zurück in sein Zimmer zu gehen. Aber Goscha wollte noch eine Zigarette rauchen. Während wir beiden noch etwas schwätzten, ergriff Lüder meine Streichholzschachtel. Als es ihm gelungen war, ein Streichholz zu entzünden, bewegte er es über der Plastikschale hin und her, als würde er eine Vielzahl kleiner Kerzen anzünden.

„Am Ende“, sagte Goscha lachend, „Luder zündet ganzes Hospital an!“
„Besser ich laß ihm meine Streichhölzer nicht.“ Und lachend steckte ich die Schachtel weg.

Den Rückweg ging Lüder zu Fuß, wobei er oft staunend verweilte und um Ecken und in Türen guckte, mich da und dort fragte, ob er hier oder dort entlang müsse oder vielleicht schon vor seiner Zimmertüre stehe. An einer Stelle meinte er, quer über den Flur gespannte Schnüre zu sehen, die ihm den Durchgang versperrten. Aber es waren nur die Kanten der Kacheln, die er als über dem Fußboden schwebend wahrnahm. Jedoch glaubte er mir nicht, sondern hielt sich an meiner Schulter fest, während er ein Bein nach dem anderen so hoch hob wie es ihm möglich war, um über die Schnur hinwegzusteigen. So geleitete ich Lüder in sein Zimmer zurück, wo Goscha schon wartete, um ihn zu duschen und für die Nacht vorzubereiten. Dabei war für mich nichts mehr zu tun, also verabschiedete ich mich von der Polin. Dr. Lüder Müller-Brentano reichte mir stehend seine Hand und sagte heiter: „Auf Wiedersehen, Freund.“

Zur Beerdingung kamen viele Menschen aus Bremen, andere aus Berlin. Im Unterschied zur Feier seines 80ten Geburtstag trugen die Menschen nun dunkle Kleider, umarmten einander und bevölkerten bald dichtgedrängt die Leichenhalle. Zu Lüders Ehren erklang von der Orgel, denn der Organist war mein Freund, als dezentes Vorspiel die kaiserliche Hymne „Heil dir im Siegerkranz“; die Melodie ist vollkommen unverfänglich, denn es ist die selbe wie von „God save the Queen“. Bei der üblichen Zeremonie standen Lüders Psychologe, seine polnische Betreuerin und ich nebeneinander in der hinteren Reihe. Statt zum Leichenschmaus gingen wir nach der Bestattung unse-
rer Wege.

Mittwoch, 17. Juni 2009